

Gott in Afrika : Eindrücke von der Kirchenversammlung in Harare

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **93 (1999)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gott in Afrika

Eindrücke von der Kirchenversammlung in Harare

Reinhild Traitler schildert ihre Eindrücke von der Achten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Harare: auf der einen Seite die Probleme Afrikas, aber auch die Stärken dieses Kontinents, zu denen der Glaube an die Kraft der Gemeinschaft gehört; auf der andern Seite die Identitätskrise des Ökumenischen Rates der Kirchen, den (zu) grossen Preis einer Einheit auf der Basis des kleinsten gemeinsamen Nenners. Red.

Erdteil der wertvollsten Schätze und der gierigsten Ausbeutung

Anschliessend an die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen, die vom 3. bis 14. Dezember 1998 in Harare/Zimbabwe stattgefunden hat, bin ich zu den *Viktoriafällen* gefahren. Nach den Strapazen der dichtgedrängten elf Tage, der kargen Unterkunft im Campus der Universität, den schwierigen Arbeitsbedingungen im weitläufigen Gelände, wo man sich oft durch Regengüsse und Schlammputzen kämpfen musste, sollte Victoria Falls sozusagen die Belohnung sein.

Im nachhinein dachte ich, es wäre besser gewesen, vor Beginn der Versammlung dorthin zu fahren. Ich hätte Afrika etwas besser verstanden. Nicht bloss seine Probleme: Die *Kriege* und das *Flüchtlingselend*; die verzweifelte *wirtschaftliche Lage* in den meisten Ländern des Kontinents; die schwindenden Sozialleistungen der öffentlichen Hand, eine Folge der Strukturanpassungsprogramme des IWF, die vor allem die ohnehin Armen trifft; die *AIDS-Kranken und -Toten*, allein in Zimbabwe 700 pro Woche, von denen viele nicht ordentlich begraben werden können, weil den Angehörigen dazu die Mittel fehlen.

Die Probleme Afrikas standen während der Vollversammlung immer wieder vor Augen – in der Afrika gewidmeten Plenarveranstaltung; auf den vielen Seminaren, die während der *Padares* angeboten wur-

den, einem dreitägigen kirchentagsähnlichen Event in der Mitte der Vollversammlung; aber auch in Begegnungen, z.B. mit Leuten von *Kairos Zimbabwe*, die mutig an einem kleinen Stand ihre neueste Schrift anboten, eine Analyse der wirtschaftlichen und politischen Situation, die kein Blatt vor den Mund nimmt und die Kritik dort platziert, wo sie hingehört – an die Adresse von Präsident Mugabe und seiner Regierung.

In Victoria Falls habe ich etwas von der *Grösse und Kraft Afrikas* begriffen. Am späten Nachmittag bin ich die Fälle entlang gewandert, die tiefe Sonne strahlte in die Gischt der Wassermassen und zauberte einen Regenbogen am anderen hervor. Zum ersten Mal habe ich einen Regenbogen gesehen wie einen Kreis. Man konnte hineinsteigen. Er flimmerte förmlich auf dem von Myriaden Wasserstäubchen schillernden Gras und schwang sich dann hoch in den blassblauen Himmel über dem Sambesi. Einen Schritt und ich war drinnen und kam mir vor wie Frau Noah, Teil einer Bundesgemeinschaft mit allem Erschaffenen, ein winziger Teil bloss angesichts der atemberaubenden Lebendigkeit der in die Tiefe stürzenden Wasser, aber immerhin ein Teil.

Alles dort war gross. Der Fluss, nur wenige Kilometer stromaufwärts träge und gelassen durch die Landschaft treibend, übersät von flachen Inselchen, deren Namen die Kolonialgeschichte spiegeln. Die Fälle, nicht nur ein Fall, sondern einer am anderen, die in die kilometerlange Schlucht donnern. 150 Millionen Jahre alt und vul-

kanischen Ursprungs ist die mehrere hundert Meter breite Erdspalten, und an manchen Stellen merkt man nicht, dass ein Äon vergangen ist, es sieht aus, wie am Anfang der Zeit. Die Statue Livingstons, der dieses Wunder für Königin Viktoria entdeckt hat, nimmt sich dagegen vergessbar aus.

Afrika liegt wie ein grosses, atmendes Wesen auf der Oberfläche des Globus, ein vom Geist langer Zeiträume und kleinräumiger Bewegungen durchpulster Kontinent. Der Erdteil der wertvollsten Schätze und der gierigsten Ausbeutung, der *grössten Reichtümer* und der *ärmsten Menschen*, der gastfreundlichsten Traditionen und der fortdauernden kolonialen und rassistischen Machtgefälle.

Für mich machte der Besuch in Viktoria Falls die Selbstdarstellung Afrikas auf der Vollversammlung erst richtig verstehbar.

«Fussspur Gottes»

«Afrika – Fussspur Gottes» hatte der südafrikanische Theologe *Barney Pityana* sein Referat am Afrikaplenum getitelt und uns dann zuerst einmal von Fussspuren erzählt, die kürzlich in Langebaan an der Westküste Südafrikas entdeckt worden sind. 117 000 Jahre alt sind diese Fussspuren, die von aufrecht gehenden Wesen stammen, von Menschen. Die vielen prähistorischen Funde Afrikas haben immer nur menschliches, alltägliches Sein zutage gefördert. In Afrika gibt es keine Funde, die auf irgendeine Art von Religion schliessen lassen, keine Gebetsstätten, keine Kultgegenstände. Für westliche Historiker war dies immer Beweis für den Mangel an Historizität dieses Kontinents. Für Barney Pityana ist es ein *anderes religiöses und kulturelles Paradigma*, das das Leben der afrikanischen Menschen bestimmt hat: «Der Gott Afrikas existiert zusammen mit den Menschen Afrikas... Es ist der Gott, der unsere Menschlichkeit teilt, weil Gott keine andere Existenz hat als die unsere... Das ganze Leben der Menschen, ihr ganzes Sein war Gottesdienst für die Schöpfergottheit. Um Afrikas Menschen zu verstehen, braucht es einen Paradigmenwechsel in

unserem Verständnis von Gott, und von dem, was religiöses Leben bedeutet. Afrika ist die Fussspur Gottes.»

Das war die Perspektive der Lebendigkeit und Kraft, die mir bei der Wanderung entlang den Viktoriafällen immer wieder das Gefühl gab, geradewegs in die Regentropfen der Gnade Gottes zu spazieren. Eine Art Inkarnation in der Schönheit der Welt und ihrer ursprünglichen Vitalität, ihrer Dauer und ihrer kosmischen Geduld. Barney Pityana erlaubte dieser Paradigmenwechsel, die aktuellen Probleme Afrikas aus einer Perspektive der *Stärke und Zuversicht* darzustellen und die Haltung von «doom and gloom» (der düsteren Prophezeihungen des Untergangs), die im Diskurs über Afrika gang und gäbe sind, zu überwinden. Ohne die Folgen eines Neokolonialismus im globalisierten Gewand zu verharmlosen, unterstrich Pityana, dass es möglich sein müsse, die grösste Armut im nächsten Jahrzehnt – der UNO-Dekade zur Überwindung der Armut – zu beseitigen. Dazu brauche es auch ein Ende der Korruption und eine Neuordnung nationaler Prioritäten – eine sichtbare «*Option für die Armen*» in der Regierungspolitik afrikanischer Staaten ebenso, wie das Abschreiben der Schulden und einen Wandel in Werten und Lebensstil der reichen Länder.

Das gleiche gilt für *Demokratie* und *Menschenrechte* sowie für *Transparenz* in der Regierungsführung. Der Diskurs über die für Afrika angemessenen Formen von Demokratie und über den Begriff der Menschenrechte darf nicht verschleiern, dass «Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit und Würde grundlegende Werte für die Erreichung der berechtigten Ziele der Völker Afrikas sind», wie dies die Charta der OAU (Organization for African Unity) schon 1963 festgehalten hat. Nach dem Ende des Kalten Krieges, nach dem Ende von nationalen Diktatoren und Präsidenten auf Lebenszeit gehe es heute in Afrika mehr und mehr um das, was im Begriff «good governance» umrissen ist: Um Transparenz in den Regierungsgeschäften, die über die bloss formelle Einhaltung demokratischer Spielregeln hinaus entscheidend ist, damit

bürokratischer Aufblähung, korrupter Geschäftemacherei und einer jeder Kontrolle entzogenen Willkür der Macht der Riegel geschoben werden kann.

Schliesslich braucht es eine «*moralische Erneuerung*» des Kontinents, eine «ethische Orientierung für das Leben», eine Reihe gemeinsam geteilter Werte, die die Menschen zusammenbinden, die Wachsamkeit für soziales Unrecht schärfen und die Kompetenzen für demokratische Partizipation stärken.

«*Ubuntu*» hiess in der Tradition Afrikas der Glaube an die Kraft der Gemeinschaft. Ubuntu war die Überzeugung, dass die Menschlichkeit jeder Person unauflöslich mit der Menschlichkeit aller anderen verknüpft ist.

Und hier schliesst sich der Kreis. «Gott in Afrika» gibt den Menschen Afrikas immer noch Hoffnung, weil *Gott einer von ihnen* ist, dem es gefallen hat, das ganz gewöhnliche Leben ganz gewöhnlicher Menschen zu teilen.

Erinnerungen an die Vergangenheit

Afrika war ein Mosaikstein in der Achten Vollversammlung, eine eigene kleine Vollversammlung, deren unbestreitbarer Höhepunkt der Auftritt *Nelson Mandelas* darstellte, der sich zum 50. Geburtstag des Rates als Geburtstagsredner einfand und die Laudatio hielt. Wie es sich für einen Afrikaner gehört, musste sie nicht nur mit Singen und Trommeln, sondern auch mit einer Geschichte beginnen.

«Was sagen deine Kinder über mich?» hatte Präsident Mandela eine Lehrerin in Zimbabwe gefragt.

«Er ist alt und hässlich.»

«Und was haben Sie ihnen geantwortet?»

«Früher war er jung und gutaussehend.»

«Was haben die Schüler dazu gesagt?»

«Alles gut und schön – aber heute ist er alt und hässlich!»

Die subtile Ironie dieser Geschichte zum Anfang einer Geburtstagsrede ist so manchen wahrscheinlich erst nach dem Lachen aufgegangen. Aber das Hin und Her zwi-

schen einer gutaussehenden Vergangenheit und einer Gegenwart, deren Make-Up nicht alle Falten und Risse verdecken kann, hat die Vollversammlung gekennzeichnet. Die Erinnerung an die «grossen Zeiten» war immer gegenwärtig, gerade in Mandelas Rede, die nochmals die Unterstützungen zur Sprache brachte, die das *ÖRK-Programm zur Bekämpfung des Rassismus* in den Siebzigerjahren den Befreiungsbewegungen im südlichen Afrika gewährt hatte. Mit dem positiven Urteil der Geschichte im Rücken sonnte man sich gern im Lob dieser Vergangenheit und verdrängte, wie umstritten genau diese Aktionen des Ökumenischen Rates in den westlichen Kirchen gewesen waren, wie sehr die von keiner Gewalt beeinträchtigte lautere Moral aufs Podest gestellt wurde, um die konkreten Zeichen der Solidarität mit den Opfern der strukturellen Gewalt des Rassismus als nicht christlich, nicht genügend theologisch reflektiert, nicht die Interessen der geldgebenden Kreise berücksichtigend abzuqualifizieren.

Auf dem Weg zur vollen Gemeinschaft?

Auch bei anderen Erinnerungen an die Vergangenheit waren die Augen gelegentlich blau gefärbt: Etwa bei der für diese Vollversammlung zentralen Erörterung des «gemeinsamen Verständnisses und der gemeinsamen Vision des Ökumenischen Rates der Kirchen» (im Ökumenejargon CUV genannt), der ein mehrjähriger Studienprozess vorangegangen war. Wenn dabei eines klar geworden ist, so ist es die Erkenntnis, dass der Ökumenische Rat seit seinem Entstehen um eine Identität gerungen hat, die zwischen einer *Gemeinschaft* von Kirchen und einer «*UNO Sancta*», einer Art *Interessenvertretung* protestantischer und orthodoxer Kirchen in der säkularen Welt so anzusiedeln ist, dass beides möglich wird.

Dabei war man immer schnell mit dem Verweis zur Hand, dass es sich auf keinen Fall um eine *Superkirche* handeln könne; aber ebenso schnell mit dem Zusatz, «dass der Gebrauch des Begriffes Gemeinschaft in der Basis des ÖRK nahelegt, dass der Rat

mehr ist als ein rein funktioneller Zusammenschluss von Kirchen, mit dem Ziel, Aktivitäten in Bereichen von gemeinsamem Interesse zu organisieren».

Worin dieses «Mehr» besteht, darüber sind mittlerweile Studienprozesse organisiert und ökumenische Bibliotheken vollgeschrieben worden. Das CUV Dokument vermerkt dazu lakonisch: «Der Rat ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die auf dem Weg zur vollen Koinonia sind.» Ersetzt man das griechische Wort Koinonia durch den annähernd gleichwertigen Begriff «*Gemeinschaft*», so ergibt sich ein Satz von ergreifender Banalität: Der Rat ist eine Gemeinschaft auf dem Weg zur vollen Gemeinschaft. Ihre Komplexität entfaltet diese Feststellung erst, wenn wir uns vor Augen halten, dass die ökumenische Pilgerreise der letzten fünfzig Jahre im wesentlichen als eine Entfaltung des Begriffs «*Gemeinschaft*» interpretiert werden kann.

Einer der wesentlichen Anstösse der modernen ökumenischen Bewegung war «das Aufkommen des Internationalismus in der Zeit um den ersten Weltkrieg herum. So wurde die Gründung des Völkerbundes in allen Vorläuferbewegungen des Ökumenischen Rates der Kirchen als ein entscheidender Durchbruch begrüsst... Man erwartete, dass es auf der Basis des universalen christlichen Ethos möglich sein werde, eine tragfähige internationale Ordnung aufzubauen... Die Einheit der Kirche war ... die notwendige Voraussetzung zum gemeinsamen Dienst und Zeugnis in der Welt.»

Das Ende der ökumenischen «master narrative»

Dieses umfassende Einheitsprojekt, entstanden aus dem Friedenswunsch vorwiegend westlicher Kirchen, ist in den Siebzigerjahren vor allem von den Kirchen des Südens in zunehmendem Mass als *verkapptes Herrschaftsprojekt* kritisiert worden. Anstelle der Vorstellung von der ökumenischen Gemeinschaft als einer Art universalen Ordnung für die Gestaltung einer friedlichen Welt trat die Förderung lokaler

Eigenständigkeit sowie kultureller und religiöser Identität all jener, die bis jetzt auf der «Unterseite der Geschichte» gelebt hatten. Der Ökumenische Rat selbst hat in vielen seiner Programme genau jene Eigenständigkeit ermutigt und gefördert, die der westlich-kolonialen «master narrative» den Abgang bereitet hat.

Im Programmatischen hatte sich also längst vollzogen, was an dieser Achten Vollversammlung auch im Strukturellen gefordert wurde: nämlich der Abschied von der weitgehend westlichen Art, organisiert und regiert zu werden. Das zeigte sich etwa in der *Anfrage an die parlamentarischen Strukturen* des Rates und seiner Verfassung, die wichtige Fragen, die das Leben der Kirchen betreffen, einfach nach dem Prinzip von Mehrheiten und Minderheiten regeln. Dadurch fühlen sich vor allem die orthodoxen Kirchen an den Rand gedrängt und mit ihren Fragen nicht ernst genommen: Da die Zahl der orthodoxen Kirchen wegen ihrer geringen missionarischen Tätigkeit über die Jahrzehnte nahezu konstant geblieben ist, und der Rat neue Mitgliedskirchen vor allem aus dem protestantischen Bereich gewonnen hat, sehen die orthodoxen Kirchen sich in einer Minderheitssituation, die nur durch strukturelle Änderungen aufgebrochen werden kann.

Statt parlamentarischer Abstimmung *Konsensus*, lautete eine erste Forderung. Als Vorbild wurde immer wieder das in afrikanischen Traditionen beheimatete *Palaver* zitiert, bei dem, oft in tagelangen Gesprächen, um «Konsensus», um die Kunst, gemeinsamen Sinnes zu sein, gerungen wird. Genau dies hat aber die Vollversammlung nicht vorexerziert, konnte es wohl auch nicht. Zum einen hat man sich bei den Plenardiskussionen bewusst zurückgehalten, um die Sensibilitäten vor allem der orthodoxen Kirchen nicht zu verletzen. In vielen persönlichen Gesprächen habe ich immer wieder gehört, dass der – bereits in Amsterdam 1948 geäußerte und in Harare oft zitierte – Wunsch zusammenzubleiben, die Delegierten geleitet hat. Zum anderen gibt es überhaupt noch keine Erfahrung, wie grosse, komplexe, durch-

strukturierte und in einen strengen Zeitrahmen eingepasste Gemeinschaften den in kleinen, relativ homogenen Gruppen mit offenem Zeitrahmen hergestellten Konsensus erreichen könnten, wie das zu organisieren wäre.

Überhaupt, ob es möglich ist, unterschiedliche Elemente *unterschiedlicher Kulturen* einfach zusammenzumischen, von einer Kultur in die andere zu transponieren. Am ehesten scheint es noch bei den *Gottesdiensten* der Vollversammlung zu funktionieren, die für mich gelungene Beispiele eines religiösen und kulturellen Sampling darstellen. Da werden liturgische und musikalische Elemente mit unbestreitbarem ästhetischem und spirituellem Flair zusammengemischt und ergeben dann «etwas eigenes», etwas, das für mich persönlich schöner, grösser und begeisternder ist als der sonntägliche Gottesdienst zu Hause, sozusagen ein Festbankett, das nicht unbedingt in den Alltag übertragbar sein muss. Unbestreitbar ein ekklesiales Merkmal der «Gemeinschaft auf dem Weg zur Gemeinschaft!»

Aber ich habe auch andere Stimmen gehört, solche, die sich stark machten, einander doch wieder die je verschiedenen *konfessionellen Traditionen* vorzuexerzieren, einen Tag Lutheraner (welche, die aus Indien oder die aus Schweden?), einen Tag Orthodoxe (welche, die aus Armenien oder die aus Russland?). Kurz, die angesichts einer drohenden ökumenischen Religionsklitterung wieder Halt und Eindeutigkeit im Konfessionellen suchen.

Der Preis der Einheit

Einen solchen Rückzug in die «Verteidigung von Eigenständigkeit und kultureller Tradition» hat die ökumenische Bewegung paradoxerweise nie gutgeheissen, ebenso wenig wie sie nicht ein rein kirchenbezogenes Verständnis von Ökumene gefördert hat. Es ging immer darum, «die ursprüngliche Berufung zum Zeugnis und Dienst an der ganzen Welt als der Ökumene Gottes nicht aufzugeben», das heisst die kulturkritisch *universale Vision des Christentums*

hochzuhalten, auch wenn diese Vision heute die kulturellen Verankerungen der christlichen Ursprünge mitreflektiert.

Der Wille, dies weiterhin zu tun, war in Harare sichtbar. Der Preis, den dies kostet, allerdings auch. Der Weg zur sichtbaren Einheit der Kirchen ist möglicherweise nicht nur *ein* Weg, auf dem die Kirchen mit unterschiedlicher Geschwindigkeit unterwegs sind. Ihre fundamentalsten Differenzen sind oft jene, die an die alltäglichsten kulturellen und religiösen Traditionen rühren. In Harare hat sich das etwa an der *Frage der Frauen* entzündet, an der für die orthodoxen Kirchen unakzeptablen inklusiven Sprache, an der feministischen Theologie, die (vom Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche) gleich im Rundumschlag als blasphemisch abqualifiziert wurde. Um des Friedens willen blieb das unwidersprochen – es wiederholt aber ein altes Muster von Frauendiskriminierung, die sich oft auf einen schlechten Konsens gegründet hat, auf Schweigen um der Harmonie oder um anderer, «höherer» Interessen willen. Traurig oder zornig oder beides muss stimmen, dass der Frauenanteil im neuen Zentralausschuss geringer ist als in der abgelaufenen Amtsperiode und dass nur zwei Frauen im neuen, achtköpfigen Präsidium vertreten sind, noch dazu eine als Vertreterin der Jugend. Nach dem massiven Effort der «Ökumenischen Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen» mutet das an wie ein Schlag ins Gesicht: Mit der Solidarität ist es noch nicht so weit her.

Als ein *Netz solidarischer Beziehungen* hat *Konrad Raiser* auf einer Bolderntagung 1998 die ökumenische Bewegung beschrieben. Ein neues Bild. Kein Rat weiser älterer Herren, kein Schiff im sturmgepeitschten Ozean, sondern ein Netz. Raisers Hoffnung ist, dass in dieses Netz vielfältige ökumenische Maschen eingewebt werden könnten. Nicht nur Mitgliedskirchen, sondern auch die vielen regionalen und nationalen ökumenischen Organisationen, die lokalen Initiativen, die konfessionellen Weltbünde, die ihre Existenz nicht selten den Initiativen der Regionalisierung und Inkulturierung des Ökumenischen Ra-

tes verdanken. Auch Kirchen, die nicht Mitglieder sind, etwa die römisch-katholische, könnten darin Platz haben. Ein Netz hat aber auch seine Tücken. Wenn die Spannung oder Belastung an einer Stelle zu gross wird, reissen die Maschen. Es braucht also einen ständigen Ausgleich der Solidarität mit den brüchigeren, weniger tragfähigen Maschen.

Wie zu einem solchen Netz gelangen und die ganze Lebendigkeit der ökumenischen Bewegung einweben? «Harare» hat die Bildung eines *Ökumenischen Forums* vorgeschlagen, auf dem sich alle zusammenfinden könnten, die heute schon die weltweite Ökumene mitgestalten. Der Ökumenische Rat wäre dort einer unter anderen und nicht bevorzugter Akteur. Für die einen ist eine solche Vision «Ökumene Light», ein Joghurt, dem wichtige Fermente fehlen,

und wo jene Fragen, die die Harmonie stören könnten, nicht mehr gestellt werden! Für die anderen ist sie Hoffnungsträgerin, die die gegenwärtigen konfessionellen und ökumenischen Konstellationen ernst nimmt, als Chance begreift und einen nächsten Schritt tut.

Etwas, was die ökumenische Bewegung in Bewegung hält. Das ist gut biblisch, wie der japanische Theologe *Kosuke Koyama* in seinem Referat zum Thema der Vollversammlung «*Kehrt um zu Gott – seid fröhlich in Hoffnung*» leidenschaftlich betonte: «Gottes Gnade erzeugt Umtriebe, nicht Ruhe. Unsere Hoffnung ist, ihrem Wesen nach, nicht ruhig und gelassen, sondern voller Umtriebe. Keine Zukunftsgeschichte, sondern eine Liebesgeschichte. Die Zuversicht, dass die Zukunft kraft unserer Liebe und unseres Mitleidens werden kann.»

Aus befreundeten Vereinigungen

Sozialistische Internationale der Frauen

Unter dem Titel «*Frauenrechte sind Menschenrechte*» fand am 21. und 22. November 1998 in den UNO-Gebäuden in Genf eine sehr kurzfristig einberufene Bürositzung der Sozialistischen Internationale der Frauen statt. Der *Internationale Bund Religiöser Sozialist/innen (ILRS)* war als assoziiertes Mitglied ebenfalls eingeladen und wurde durch Irène Häberle (Vorstandsmitglied) und Gertrud Wirz, Root, vertreten. Der ILRS war zwar im Rahmen dieser Versammlung eher ein Exotikum, ohne Platzkarte irgendwo rechts aussen plaziert. Nicht erstaunlich, dass selbst einige der Organisatorinnen zum ersten Mal von seiner Existenz erfuhren.

Fast so frostig, wie das spätherbstliche Genf sich präsentierte, war auch die Atmosphäre im und um den Versammlungssaal. Ein Länderbericht reihte sich an den anderen. Es gab *keine Diskussionen*, kein Gespräch, kaum einen Austausch, einzig einige Fragen nach den Einführungsreferaten zu Beginn der Veranstaltung, wobei es hier mehr oder weniger nur um Verständigungsfragen an die Referentinnen ging. Besonders hart traf es wohl die in herrlicher Tracht erschienene *Kurdin*, die sehr bewegend die prekäre Situation der kurdischen Frauen als Minderheit in der Minderheit schilderte, aber deren flammender Appell um Unterstützung ins Leere stiess.

Nach den Versammlungen strömte das Publikum in alle Richtungen auseinander; es gab kein gemeinsames Essen, keine Abendveranstaltung, nichts. Ins Bild passte auch, dass zum Abschluss ein zuvor verfasstes *Statement* verabschiedet wurde, an dem die Teilnehmerinnen nichts mehr ändern oder ergänzen konnten. Dabei hätte doch gerade das Zusammentreffen so vieler verschiedener Frauen aus aller «Herren» Länder Gelegenheit geboten, die immer noch unzureichende, aber dringend notwendige Solidarität unter den Frauen zu stärken und zu festigen. Alles in allem enttäuschend.

Thematisch ging es um «Frauenrechte als Menschenrechte». Kritisch untersucht wurde dabei auch die Verwirklichung des 1995 an der 4. UN-Weltkonferenz verabschiedeten *Aktionsprogramms für die Rechte der Frauen*, das die Einhaltung der Frauenrechte als für die Regierungen prioritär deklarierte. Zwar sind einige Verbesserungen zu verzeichnen, doch immer noch werden die Frauenrechte in vielen Ländern bagatellisiert oder missachtet. Frauen sind sich ihrer Rechte oft zu wenig bewusst, und für Aufklärungskampagnen und Aktionen stehen vielfach keine Mittel zur Verfügung. In weit stärkerer Masse als bisher sollte daher die Einhaltung der Frauenrechte eingefordert, gefördert und kontrolliert werden, was aber bedeutet, dass hierfür auch mehr finanzielle Mittel einzusetzen wären.

Irène Häberle